

Nichts geht mehr? Blödsinn. Vieles lässt sich verändern, wenn man nur **miteinander redet**, sagt Paul Cromwell, der Bürgerengagement organisiert

Deutschland steht still – routiniertes Abwarten allerorten. Was könnte die Menschen bloß wieder in Schwung bringen? Darüber macht sich auch der Amerikaner Paul Cromwell, Pfarrer der United Church of Christ, Gedanken. Seit 25 Jahren organisiert er bürgerliches Engagement nach einer Methode, die sich Community Organizing nennt. Jetzt ist Cromwell Stipendiat der Evangelischen Kirche in Deutschland. Denn was Bürgerinitiativen hilft, könnte auch in die Gemeinden frischen Wind bringen

CHRISMON: Sie erforschen seit einem Jahr das bürgerliche Engagement in Deutschland. Warum fällt es den Deutschen so schwer, etwas zu verändern?

PAUL CROMWELL: Ich glaube, weil die Dinge über so viele Jahre so gut liefen. Das hat geprägt. Ich bewundere das deutsche Sozialsystem sehr – darin sind die Deutschen viel besser als wir Amerikaner. Aber die andere Seite der Medaille ist, dass viele Menschen sich darauf verlassen, dass andere schon für sie sorgen werden. Das behindert die demokratische Partizipation und dies ist auch ein großes Problem für die Kirchengemeinden. Und das Community Organizing, das es in Amerika seit 70 Jahren gibt, soll nun helfen, die Bürger und Gemeinden aus ihrem Schlaf zu wecken?

CROMWELL: Wir haben eine Methode entwickelt, Menschen miteinander ins Gespräch zu bringen und Prozesse zu organisieren, die helfen, gemeinsam etwas anzupacken. Wichtig ist, dass wir nichts über die Köpfe der Menschen hinweg unternehmen, sondern jeden Einzelnen ansprechen. Wir stellen viele persönliche Kontakte her und stärken so die Beziehung der Leute untereinander.

Und das nennt sich dann Community Organizing?

CROMWELL: Eine Definition in einem Satz wäre: Wir bringen Menschen zusammen, damit sie aktiv ihre Probleme lösen. Das können Probleme ihrer Kirchengemeinde, ihres Stadtteils, der Schule ihrer

Kinder oder Ähnliches sein. Um etwas zu verändern, müssen diese Menschen Macht ausüben. Wie aber können Menschen mit normalem oder geringem Einkommen überhaupt Macht haben? Einem Politiker oder Wirtschaftsboss stehen die Türen offen. Das ist bei diesen Leuten anders. Niemand fragt sie: Was kann ich für Sie tun? Deshalb fühlen sie sich ohnmächtig. Das ändern wir.

Und wie machen Sie das?

CROMWELL: Es gibt vor allem zwei Formen von Macht: organisiertes Geld und organisierte Menschen. Die Leute, mit denen ich arbeite, haben nicht viel Geld, und sie haben auch keinen Zugang zu den Entscheidungsträgern. Ihre Macht besteht darin, sich zu organisieren. Dabei helfen wir Ihnen.

... und dafür hat das Community Organizing eine Methode entwickelt.

CROMWELL: Community Organizing ist ein Prozess, der in drei Schritten stattfindet. Der erste Schritt: zuhören und auswählen. Welche Probleme haben die Menschen eigentlich? Das wollen wir von jedem Einzelnen wissen. Weil aber einer allein nicht zwei- oder dreitausend Menschen, die in einer Nachbarschaft oder Gemeinde leben, befragen kann, schulen wir Leute darin, andere zu Hause zu besuchen und zu befragen. Das funktioniert wie ein Schneeballsystem: Einer besucht zehn andere, die wiederum zehn andere besuchen. Und dann beginnt die eigentliche Arbeit, die Lösung des Problems.

CROMWELL: Dann folgt die Recherche, das ist der zweite Schritt. Wie könnte man das Problem lösen? Gibt es andere Organisationen, mit denen man zusammenarbeiten könnte? Wie haben andere Gemeinden ähnliche Probleme gelöst? In einem dritten Schritt versuchen wir dann, unsere Lösung umzusetzen. Können Sie das an einem Beispiel erläutern?

CROMWELL: Die Stadt Jacksonville in Florida hat zwar nur 700 000 Einwohner, ist aber von der Fläche her die größte Stadt der USA. Die meisten Arbeitslosen leben im Norden der Stadt, die besten Jobs entstehen aber im Süden. Viele Arbeitslose benötigten drei Stunden, um mit den öffentlichen Bussen vom Norden in den Süden zu kommen. Wir haben uns also angeschaut, wie andere Städte ihr Verkehrsproblem gelöst haben, und fanden heraus, dass diese einen zentralen Busbahnhof hatten.

Den konnten Sie aber nicht selber bauen.

CROMWELL: Wir mussten die Verantwortlichen für den öffentlichen Nahverkehr überzeugen. Dabei gingen wir sehr plan-

„Wir sind für Ideen offen und fragen immer, ob jemand eine bessere Idee hat als wir“

voll vor. Zunächst haben 15 Mitglieder unserer Gruppe sich mit dem Direktor des stadt eigenen Busunternehmens getroffen. Wir haben ihm die Ergebnisse unserer Recherche mitgeteilt und ihn gefragt, ob er eine bessere Lösung für das Problem hat – wir wollen schließlich für die Ideen anderer offen sein. Dann haben wir ihn zu einer Versammlung eingeladen und folgende Regeln dafür vereinbart: Wir werden ihm drei Fragen stellen, die er nur mit Ja oder Nein beantworten darf, danach hat er zwei Minuten Zeit für

die Begründung seiner Entscheidung. Eine Frage war: Werden Sie den Busbahnhof bauen? An dem Treffen nahmen 500 Gruppenmitglieder teil, außerdem einige Fernsehsender. So haben wir unsere Macht gezeigt. Der Busbahnhof wurde dann in zwei Monaten gebaut. Danach hat das Busunternehmen so viele neue Stammkunden gewonnen, dass alle Kosten gedeckt waren.

Das klingt überzeugend. Aber wie könnte Community Organizing der Kirche und den Gemeinden helfen?

CROMWELL: In deutschen Gemeinden gibt es viel zu wenig Beteiligung. Es ist hier ganz normal, dass ein Pastor oder eine Pastorin sagt: Ich habe 2000 Gemein-



„Es gibt zwei Gründe, weshalb Menschen sich engagieren:

Eigeninteresse und Beziehungen“

CROMWELL: Deutsche Pastoren sind oft sehr zurückhaltend, wenn es um ihr Eigeninteresse geht. Dabei ist Eigeninteresse ja nicht dasselbe wie Egoismus, sondern auch bei Gemeinschaftsprojekten ein wichtiger Motor. In Amerika hingegen fragen sich die Pastoren bei allem, was sie tun: Wird es meine Gemeinde stärken? Sie haben ein großes Eigeninteresse. Und ich unterstütze sie darin.

Warum hapert es in deutschen Gemeinden so oft an den Kontakten.

CROMWELL: Für viele Menschen ist die Kirche weit weg. Dazu trägt auch das Kirchensteuersystem bei, das letztlich anonym ist. Die Leute haben nicht das Gefühl, dass die Kirche etwas mit ihrem täglichen Leben zu tun hat. Wie kann eine Gemeinde das ändern? Sie kann Gemeindebriefe verschicken oder sich eine tolle Medienstrategie ausdenken. Aber die wichtigste Art, Menschen anzusprechen, ist von Angesicht zu Angesicht. Ich frage die Pastoren deshalb immer, ob sie die Mitglieder ihrer Gemeinde besuchen. Und viele antworten: Wir besuchen nur die Alten und die Konfirmanden. Die direkten Kontakte sind aber unverzichtbar. **Sie erfordern allerdings auch viel Zeit.**

CROMWELL: Ich weiß, dass Pastoren viel zu tun haben, aber es ist auch eine Frage der Prioritäten. Man muss in den Gemeinden eine Kultur der Beziehungen entwickeln. In den freikirchlichen Gemeinden haben die Menschen sehr viel mehr Kontakt untereinander und diese Gemeinden wachsen.

Aber auch jene, die sich engagieren, leiden oft an der Zähigkeit von Gemeinderatssitzungen und anderem.

CROMWELL: Da könnten sie vom Community Organizing viel Praktisches lernen. Wir haben sehr effektive Methoden entwickelt, um Sitzungen und öffentliche Versammlungen zu organisieren. Es gibt zum Beispiel immer eine Agenda mit genauem Zeitplan – 15 Minuten für diesen Punkt, und wenn man mehr Zeit braucht,

wird darüber erst abgestimmt. Vielleicht wird dann eine Arbeitsgruppe eingesetzt, bevor der Punkt weiter diskutiert wird.

Wie haben deutsche Gemeinden auf Ihre Vorschläge reagiert?

CROMWELL: In den meisten Kirchenkreisen hatte etwa die Hälfte der Mitglieder kein Interesse. Andere sagten: Ich bin zwar interessiert, aber ich bezweifle, dass sich diese amerikanische Methode auf Deutschland übertragen lässt. Aber es gibt auch ein Viertel, das sagt: Das würde ich gerne mal ausprobieren. Das ist ganz normal. Ich glaube auch nicht, dass Community Organizing die einzige Lösung für alle Probleme ist. Es gibt viele Methoden, um die Kirchengemeinden voranzubringen. Aber manches könnte doch hilfreich sein. Man muss klein anfangen. In Amerika zum Beispiel trifft sich die Gemeinde sehr häufig nach dem Gottesdienst zum Kaffeetrinken. In deutschen Gemeinden hingegen gehen die Leute nach dem Gottesdienst oft sofort nach Hause, und auch im Gottesdienst sprechen sie kaum miteinander. So ein Kaffeetrinken ist keine große Sache, aber es hilft enorm. Natürlich mache ich nur Vorschläge und sage nicht: Werdet alle Amerikaner.

Ihr Vorgehen ist recht aufwendig.

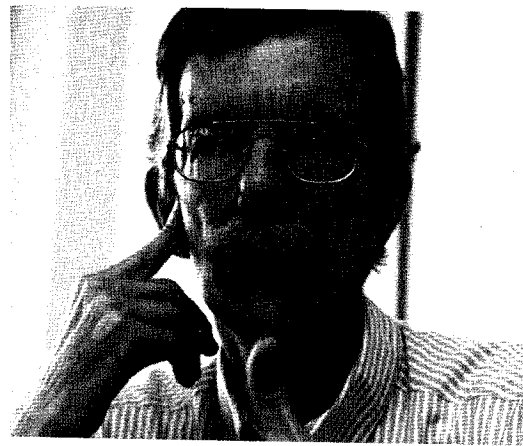
Wie finanzieren Sie Ihre Arbeit?

CROMWELL: Es gibt drei Geldquellen: Stiftungen, viele davon kirchlich, dann Beiträge der Gruppenmitglieder und drittens betreiben wir Fundraising. Außerdem haben wir nie mehr als vier fest angestellte Mitarbeiter, alle anderen arbeiten ehrenamtlich. Wenn man etwas Neues versucht und Erfolg hat, fließen die finanziellen Mittel danach relativ leicht. Man braucht nur etwas Geld für den Anfang.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE

ANGELIKA OHLAND

Informationen: in Deutschland beim Forum Community Organizing e. V. unter: www.fo-co.info



demitglieder, aber nur 120 sind aktiv und vielleicht 70 kommen zum Gottesdienst. Damit dürfen sich die Gemeinden nicht abfinden.

Wie könnten die Gemeinden das ändern?

CROMWELL: Es gibt vor allem zwei Gründe, weshalb Menschen sich engagieren: Der erste ist Eigeninteresse. Entweder die Leute haben ein persönliches Eigeninteresse – zum Beispiel, dass die Schule, auf die ihr Kind geht, gut ist. Oder sie haben ein Eigeninteresse in Bezug auf ihre Werte. Aufgrund ihrer christlichen Werte kämpfen Menschen aus der Mittelschicht zum Beispiel gegen die Obdachlosigkeit, obwohl sie ein eigenes Haus besitzen. Der zweite Motor für Engagement: Beziehungen. Ein Freund arbeitet in einer Gemeinde mit, und da geht man dann auch mal hin. Der direkte Kontakt zwischen zwei Menschen und das Eigeninteresse sind enorm wichtig.

Eigeninteresse statt Gemeinsinn?